

LEITARTIKEL: ROLAND JAUCH ÜBER DIE EISHOCKEY-WELTMEISTERSCHAFT 2009 IN DER SCHWEIZ

«Ice Hockey Country» Schweiz? Vielleicht später

W elcome to Ice Hockey Country – so heisst der Slogan der 73. Eishockey-WM, die am 24. April in Kloten und Bern begann. Am Sonntag geht sie mit dem Final in Bern zu Ende. Nicht ein Eishockeyland, sondern schlicht das Eishockeyland ist die Schweiz also. Wirklich?

Übertreibungen, Überzeichnungen gehören zum Theater wie das Eis zum Hockey. Aber immerhin. Wir Schweizer sind doch Rekordorganisator. Bereits zum zehnten Mal luden wir zur WM-Party, die früher eher ein ganz seriöser Anlass war. Und vielen Befürchtungen zum Trotz schmolz das Berner Eis nicht davon, wie 2005 in Wien. Die Österreicher lassen wir schon mal hinter uns. Das Eis brach auch nicht auseinander, wie 2006 in Riga. Die Letten haben wir also auch in der Tasche. Allerdings: Die Firma, die dort zuständig war für den Eisrink, der den Belastungen eines heftigen Rendez-

vous eines Spielers mit der Bande nicht standhielt, war eine aus der Schweiz...

Leichte Zweifel kommen auf. Genährt werden sie durch die Frage eines Journalisten im Pressezentrum: «Sind wir an einer Weltmeisterschaft oder was?» Seine Nerven sind leicht angespannt, er steckt im Redaktionschlussstress und schreibt Spielzug um Spielzug mit, damit er schon vor dem Schlusspfiff übermitteln kann. Doch im TV-Bildschirm vor ihm gehts zu wie in den Zeiten «als die Bilder laufen lernten». Alle vier, fünf Sekunden ein Standbild. Das ist seit der Erfindung des Fernsehens in der Geschichte der Eishockey-WM eine Pionierleistung, mit der sich wenig Staat machen lässt.

Dabei hat doch das Schweizer Fernsehen jubiliert über eine Abdeckung des Turniers wie noch nie. Das «wir übertragen 16 Spiele der Eishockey-WM live» war mit einem dicken und grossen Ausrufezeichen versehen.

Und tönt natürlich auch einiges besser, als wenn man die Angelegenheit von der andern Seite betrachtet: 40 Partien wurden nicht live übertragen.

Das Handy erinnert einen daran. «Hopp Schwiiz, bravo!» Kaum hat Mark Streit in der Verlängerung gegen Deutschland das Tor zum 3:2 geschossen, piepst das mobile Telefon, um die Ankunft obiger SMS anzukündigen. Absender: Matti. Wohnort: bleibt aus Datenschutzgründen geheim, aber irgendwo zwischen Helsinki und Turku. Finnland.

Die Finnen verpassten nur 27 Partien, 29 aber bekamen sie live nach Hause geliefert – auch Schweiz – Deutschland oder Schweden – Frankreich. Das Land mit 5,3 Millionen Einwohnern (Stand Juni 2008) stellt alle Schweizer Rekordmeldungen betreffend Zuschauerzahlen in dunkelsten Schatten. 1,2 Millionen sahen sich

Finnland – Tschechien an. Die Topwerte in der Schweiz bei Auftritten der eigenen Mannschaft lagen irgendwo unter 700000.

Die Schweiz, das «Ice Hockey Country»? Das Schweizer Bankgeheimnis hat zu bröckeln begonnen, bevor die bröckelnden Schweizer Eishallen abgerissen und durch moderne Arenen ersetzt worden sind. Veraltete Hallen? Stimmt nicht, behaupten die Einheimischen. Die PostfinanceArena leuchte doch in den tollsten Farben. Hat ja auch einiges an Geld gekostet, das Facelifting der «Aussenhaut». Aber innen siehts immer noch fast gleich aus.

Wer den Vergleich scheut, dem fällt es natürlich leicht, sich als «Ice Hockey Country» zu feiern. Wahrscheinlich muss das Ausland auch noch das Schweizer Eishockey unter Druck setzen, damit die Hallen den aktuellen Verhältnissen angepasst werden.

Denn sonst werden die alten Stadien weiter gehütet wie ein Bankgeheimnis, oder – noch schlimmer – unter Heimatschutz gestellt.

Als Organisator, das hat auch IIHF-Präsident René Fasel festgestellt, ist die Schweiz stark und zuverlässig. In dieser Eigenschaft wurde – fern vom Eis – eine Bühne bereitgestellt, die besser ist, als sie nächstes Jahr in Deutschland sein wird. Beim Heimturnier 1998 war die Schweiz noch ein Eishockey-Entwicklungsland. 2009 ist sie deutlich weiter. Aber «Ice Hockey Country»? Vielleicht später. Denn die Hauptrollen sind weiterhin den Ausländern vorbehalten. Den vielen Fans, die aus allen Nationen kommen, um Hotelbesitzer, Restaurateure und WM-Organisatoren glücklich zu machen. Den weltbesten Spielern. Und auch dem Nationalcoach der Schweiz. lrjauch@landbote.ch



Ein Jahr im Amt als russischer Präsident.

LOMO

VON JOHANNES BINOTTO



Fragwürdige Expertisen

Ein Gespenst geht um in den Zeitungen: es ist der Style-Experte. Während der Platz für die Kultur immer enger wird, verspürt der Style-Experte keine Rezession. Mehr denn je erklärt er den Lesern so Lebenswichtiges wie etwa, dass man keine weissen Socken tragen darf oder welche Farben in und welche out sind. Wie Ariadnes Schnur lotst uns sein Leitfaden durch das Labyrinth des guten Geschmacks – und führt uns nicht selten in die Irre: Ein Blick auf die Passanten in einer Einkaufsstrasse genügt, um einzusehen, zu welchen Entgleisungen es kommt, wenn die Kolumne eines Style-Experten den kritischen Blick in den Spiegel ersetzt. Ohnehin halten die Expertisen eines Style-Experten schon zwangsläufig noch weniger lange, als jene eines Investment-Experten, nämlich maximal eine Modedesignerlang.

Vollends verliert man jeden Respekt vor diesen Halbgöttern in Gaultier, wenn man die banalen Ursprünge ihres Expertengegenstands bedenkt. «Stil», ebenso wie das englische «Style», kommt vom lateinischen «stilus» und meint zunächst nichts anderes als einen Schreibgriffel. Im französischen «stylo» ist diese Herkunft noch immer sichtbar. Ein Style-Experte, der diesen Titel verdient, wäre demnach ein grafologisch begabter Nachfahre von Sherlock Holmes, der schon anhand eines Buchstabens zu eruierten vermag, mit welchem Schreibgerät er geschrieben wurde. Umso absurder ist es, wenn – wie jüngst in einer Fernsehdokumentation – eine Schülerin, die kaum lesen und schreiben kann, als Berufswunsch «Style-Expertin» angibt. «Der Stil ist die Physiognomie des Geistes», meinte der Philosoph Arthur Schopenhauer. Diese Physiognomie ist umso armseliger, je mehr man den Geist verkümmern lässt. Der schönste Stylo ist nutzlos, wenn die Birne leer ist. In diesem Sinne ist zu wünschen, dass in Zukunft wieder mehr Inhalts- und weniger Style-Experten zum Griffel greifen.

Falsch konstruiert fürs Asphaltpicknick

Wir Menschen haben einen Konstruktionsfehler, wir sollten mindestens vier Hände haben. Nicht nur Eltern mit Kleinkindern, die gleichzeitig Tränen trocknen, in der Suppe rühren und beim Schuhebinden helfen müssen. Auch diejenigen Leute, die unter Zeitmangel leiden, also fast alle, bräuchten zusätzliche Hände. Wir tun nämlich sogar unterwegs allerhand gleichzeitig: Zum Beispiel telefonieren und essen. Verpflegungspausen sind in hektischen Tagesabläufen häufig gar nicht mehr einkalkuliert. Doch damit ist der Hunger nicht aus dem Weg geschafft.

Wohin man schaut, es wird gegessen, im Zug, an der Busstation, beim Einkaufen, auf dem Weg von und zur Arbeit, sogar auf dem Velo. Appetitlich oder genussvoll wirkt das Essen auf offener Strasse nie. Einfach ist es nicht, gleichzeitig Tasche, Mappe oder Regenschirm tragend, ein Sandwich, eine Wurst, das Pizzastück oder einen Kebab zu vertilgen. Oft wirken die unterwegs Essenden nicht genussvoll, sondern kauen mit ver-

zerrten Gesichtern. Die Sauce tropft, die Serviette flattert im Wind davon, der verzweifte Griff nach einem Taschentuch wird zum bühnenreifen Balancierakt. Trotzdem bleibt gelegentlich ein Saucenspritzer auf dem Kinn oder ein Krümel an der Lippe hängen. Nicht mal Julia Roberts sieht vermutlich gut aus, wenn sie auf der Strasse einen Hamburger verdrückt. Beim Glaceschlecken ist der Mund verschmiert, und das Geschmolzene klebt zwischen den Fingern. Bei Kindern sieht das herzig aus, bei Erwachsenen weniger. Für die Suche nach einem Taschenspiegel fehlt jedoch eine freie Hand.

Solche Asphaltpicknicks sind mir zuwider, wahrscheinlich weil ich keinerlei Talent dafür habe. Muss es mal sein, dass ich zwischen zwei Terminen unterwegs essen muss: Bei mir hinterlässt

das garantiert hässliche Spuren. Ein trockenes Brötchen knabbern geht grad noch, da belästigen mich nach dem Verzehr lediglich ein paar Brosamen im Ausschnitt. Mit diskretem Schütteln der Bluse kann ich mich der Krümel entledigen, bevor sie kratzend Richtung Bauchnabel rutschen. Wirklich gute Sandwichs haben eine Sauce drin, doch die quillt schon beim ersten Bissen über die Finger. Bei der gesundheitsbewussten Zwischenverpflegung darf Gemüse nicht fehlen, meistens hockt nachher ein Stück To-

mate irgendwo, wo es nicht hingehört. Noch schwieriger ist es mit den Spritzern. Ob Ketchup oder Mayonnaise, meist sitzt der Fleck gut sichtbar auf Jacke oder Schal. Krawattierte Männer beweisen auch da Zielsicherheit: Der Senftupfer platziert sich just in der Mitte des seidnen Dekorationsstücks. Verbissenes Rubbeln mit einer zerknüllten Serviette führt meistens nicht zum Erfolg, dafür bleiben dann ein paar Papierfusseln haften. Während man bereits weiterzueilen sollte, surrt auch noch das mobile Telefon. Doch dafür hat man eindeutig keine Hand frei.

Beim Asphaltpicknick fehlt es oft nicht nur an den freien Händen, sondern auch an Anstand. Die nach Käse stinkenden Kartonschachteln, zerquetschten Aludosen und fettigen Servietten liegen irgendwo, nur häufig nicht da, wo sie hingehören. Wer durch Essensabfälle waten muss, ärgert sich. Die Schnellverpflegung hinterlässt nicht nur Flecken auf den Kleidern, sondern auch Risse im Zusammenleben.



TRIBÜNE

ELISABETH MOSER
ÜBER SCHLECHTE
SITTEN

Inhaberin einer Schreibwerkstatt,
wohnt in Winterthur